

Public Science jenseits intellektueller Universalitätsansprüche. Eine Podiumsdiskussion¹

Julika Griem, Paula-Irene Villa Braslavsky und Carolin Wiedemann

Steffi Hobuß (Moderation): Die Öffentlichkeit ist Gegenstand hitziger Auseinandersetzungen. Dabei geht es um Grundfragen. Wer spricht öffentlich? Wer darf sprechen? Wer wird gehört? Über was wird gesprochen? Wie wird gesprochen? Dieser Thematisierungsschub in Sachen Öffentlichkeit führt zu sehr unterschiedlichen und oft konträren Diagnosen. Was die einen als demokratische Entgrenzung, Pluralisierung oder Politisierung der Öffentlichkeit begrüßen, beschreiben andere warnend als Einengung, Fragmentierung oder unheilvolle Polarisierung. Dahin geht auch meine erste Frage: Wie sehen Sie aktuell die Debatte über »die Öffentlichkeit«? Wie würden Sie gegenwärtig die aktuellen Debatten über »die Öffentlichkeit« einordnen? Wie diagnostizieren Sie den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Debattenkultur?

Julika Griem: Wann immer ich über ein größeres Ganzes nachdenke, denke ich, das geht gerade alles ein bisschen zu aufgeregt, zu reflexgesteuert, zu ressentimentbestimmt zu. Wir arbeiten uns häufig zu viel an Phantasien soziotechnischer Steuerbarkeit und Regulierbarkeit von Diskursen ab. Dabei werden wir zu sehr von klickgesteuerten Aufmerksamkeitsökonomien bestimmt.

1 Die Podiumsdiskussion hat im Mai 2021 begleitend zur Tagung *Debatten der Gegenwart. Öffentlichkeiten im politischen und medialen Wandel* an der Leuphana Universität in Lüneburg in Kooperation mit der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Bremen stattgefunden und wurde von Miira Hill, Simone Jung und Victor Kempf konzipiert und organisiert. Die Tagung war Teil des vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur geförderten Projektes *Debattenkultur: Rhetorik – Performanz – Medialität* am Leuphana College. An dieser Stelle danken wir Steffi Hobuß für die Moderation sowie Lena Eckert und Dominik Lalka vom Leuphana College für ihre Unterstützung bei der Durchführung der Tagung.

Wenn ich das alles zusammenfasse, merke ich, dass ich älter werde und versuche, auf keinen Fall in kulturkritische Fallen zu tappen. Aber mit dem Blick auf das größere Ganze bin ich ein bisschen ratlos, auch was den aktuellen Zustand der Öffentlichkeit betrifft. Schau ich auf mein eigenes, sehr privilegiertes Arbeitsumfeld, das kulturwissenschaftliche Institut in Essen (KWI), – es ist ein Glücksfall, ein kleineres, semi-autonomes Institut leiten zu dürfen – bin ich überhaupt nicht ratlos und sehr gut gelaunt, weil ich mich auf überschaubare Aufgaben on the ground konzentrieren kann. Zusammen mit großartigen Kolleginnen und Kollegen, auch mit vielen jüngeren, können wir tatsächlich etwas machen, etwas versuchen, etwas ausprobieren. Ich lerne dort sehr viel und habe nicht das Gefühl, die Omi zu sein, die abgehängt ist, weil sie die falschen alten Zeitungen liest oder auf die falsche Weise sozialisiert ist. Im Alltag erlebe ich, wie gut es funktionieren kann, noch mal hinzuhören, noch mal nachzufragen und im Kleinen zu versuchen diese Muster aufzubrechen, die ich anfänglich beschrieben habe.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Ich glaube, ein wichtiges Element unserer gegenwärtigen Öffentlichkeit ist, dass wir lernen, die eigene Sprecher:innenposition auszuweisen. Damit meine ich zum Beispiel auch das »Wir«, auch das gehört dazu, nicht unbestimmt von »wir« zu sprechen und meinen, man sei ein »Wir« und darin seien sich alle einig – mit »wir« meine ich speziell die Bundesrepublik Deutschland, wie sie gegenwärtig ist. Mit »wir« meine ich aber auch durchaus »wir« in Academia, soweit »wir« uns öffentlich äußern. Mit »wir« meine ich auch »wir Soziologinnen und Soziologen«, wenn wir in bestimmten Kontexten sprechen. Es gibt ein zunehmendes Bewusstsein davon, dass dieses »Wir« nicht einfach das »wir ich bin« ist. Auch gerade für diejenigen, die bisher ganz kommod darin gelebt haben. Alle müssen sich fragen, wer spricht, wer nicht, von wem wird ausgegangen, wer wird übergangen? Das hat zum Teil problematische Dynamiken, über die wir heute auf der Tagung auch gesprochen haben, etwa die ominösen Identity Politics. Da gibt es wirklich gewisse Fundamentalismen und Probleme. Zugleich werden sie oft auch projiziert, dort, wo sie zunächst mal glaube ich gar nicht vorhanden sind. Aber wir sehen schon – und ich finde das sehr begrüßenswert – eine Pluralisierung, zum Teil auch eine Demokratisierung von Öffentlichkeit mit weniger Macht durch Gatekeeper, mit weniger Macht bestimmter normativer Setzungen. Wer verkörpert, wer formuliert für wen das Allgemeine? Die Frage nach dem »wer spricht« wird thematisch. Das »wer spricht?« – das gehört ja in der Moderne sozusagen immer schon dazu, ja, Olympe de Gouges wurde nicht für nichts geköpft als sie sagte, das »Wer« der Menschenrechte sind auch Frauen. Seitdem

haben wir in der Moderne genau mit diesen Fragen zu tun – dass das »was« auch zu tun hat mit dem »wer« – also über was und wie gesprochen wird, hat auch mit dem »wer spricht« und »wer ist gemeint« zu tun.

Ich würde nicht sagen, es ist uneingeschränkt toll, wie das derzeit läuft. Ich würde aber auch nicht sagen, dass es Grund zu Kulturpessimismus gibt. Dazu gibt es zu viele Einsichten aus der Soziologie und anderen Disziplinen; auch »die Öffentlichkeit« und »die Debatten« gestalten sich faktisch komplex und es gilt, genauer hinzuschauen. Aber genau das, die Nuancierung, ist wohl zunehmend schwierig in den Öffentlichkeiten. Es wird schwieriger, sich länger einer öffentlichen, einer politischen, einer intellektuellen, einer ethischen, einer normativen Debatte hinzugeben, und die Nuancen auszuloten, da würde ich wiederum meiner Vorrednerin zustimmen. Wir haben eine Aufmerksamkeitsökonomie, die eskalatorisch ist, die immer schneller wird, sodass auch ich öfter ratlos bin und auch ein bisschen entnervt. Die Möglichkeit, uns in die Nuancen dieser Diskussionen hinein zu begeben, ist mehr und mehr erschwert. Schließlich mein letzter Punkt: Wir haben auch – das haben viele schon weit- aus eloquenter und fundierter als ich diagnostiziert – eine Entgrenzung von Öffentlichkeit. Das ist auch ein Problem, weil die Entgrenzung die Unterschiede zwischen Wissenschaft, Politik, Kultur und Öffentlichkeit zum Teil nivelliert. Hier gibt es viel zu lernen und wir können dem womöglich auch etwas Gutes abgewinnen. Aber ich halte das für zum Teil problematisch und weiß auch nicht so recht, wie dem zu begegnen ist. Podien wie hier tragen dazu bei, dass wir zumindest darüber ins Gespräch kommen und auch, dass die Öffentlichkeit über sich als Öffentlichkeit im Idealfall kritisch reflektiert. Das ist eine Chance. Wir haben eine Gemengelage, die gerade auch für die deutsche Situation ein Novum ist, weil sie zumindest für sich selbst anerkennen muss: Wir sind viele, wir sind Plural, wir sind nicht homogen. Daraus lässt sich eine Menge machen.

Carolin Wiedemann: Ich kann mich in ganz vielem den Vorrednerinnen anschließen, möchte aber auch nochmal auf die inspirierenden Vorträge der Tagung verweisen, die diese Frage schon aus verschiedenen Perspektiven berührt haben. In diesem Zusammenhang wurde auch Kritik geübt, dass die Vorträge bisweilen eine starke Dichotomie aufmachen: Die zwischen einer alten, auch irgendwie schlechten Öffentlichkeit, die immer wieder den immer gleichen Sprecher:innen eine Bühne geboten hatte, und einer neuen Öffentlichkeit, die sich Leute über Social Media selbst erstritten haben. Es ging um die Frage »Wie verändern die medialen Infrastrukturen die Art der Öffentlichkeit?«. Meiner Ansicht nach wurden hier weniger Dichotomien

produziert als vielmehr die Ambivalenzen und Komplexitäten dieser Infrastrukturen betont, die zum einen emanzipatorisches Potenzial bergen und bestimmte Politikweisen auf Social Media besonders gut funktionieren lassen. Zum anderen bringen sie aber auch die Gefahr der Entkontextualisierung und Vereinfachungen mit sich, wie sie etwa im Hashtag liegen kann. Dieser Perspektive, die die Ambivalenzen betont, kann ich mich anschließen und möchte gerne noch etwas anfügen: Wir müssen uns genau anschauen, wie diese Infrastrukturen organisiert sind, die neue Öffentlichkeiten produzieren. Welche Infrastrukturen ermöglichen Prozesse der Kontextualisierung und Kollektivbildung, die über reine Aufmerksamkeitsökonomien wie den Hashtag oder einen narzisstischen Geltungsdrang hinausgehen? Wie sind die Eigentumsverhältnisse organisiert, wieviel Einblick haben wir in die Art, wie Infrastrukturen organisiert sind, und wem gehören die Daten?

Steffi Hobuß: Das ist ein wichtiger Punkt: Wie sind die Infrastrukturen organisiert und welche Entscheidungs- oder Einflussmöglichkeiten, welche Handlungsmacht gibt es hier? Daran würde ich gerne eine Frage anschließen: Wie können oder sollten Sozial-, Geistes- oder Kulturwissenschaftler:innen in diese Öffentlichkeit intervenieren? Also zum einen: Wer darf sprechen, wer wird gehört und so weiter? Zum anderen: Wie verhält sich wissenschaftliche Expertise zur demokratischen Meinungs- und Willensbildung? Welche Möglichkeiten der Übersetzung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sehen Sie da?

Julika Griem: Ich frage direkt zurück: Warum reden wir hier von intervenieren? Das modelliert die Frage implizit schon sehr positiv in einem aktivistischen Sinne. Darüber kann man diskutieren. Neben der Intervention ist es allerdings wichtig, sich Freiräume zur Beobachtung, Beschreibung und Analyse zu erkämpfen. Gerade in einer Zeit, in der auch politisch zunehmend deutlich gefordert wird, dass man am besten 24 hours a day die gesamte Gesellschaft da draußen bespaßt. Ich spitze das jetzt mal ein bisschen polemisch zu. Was mich besonders interessiert, ist die Dimension der Institutionalität. Mich interessiert nicht so sehr, was ich als Individuum, als Subjekt tun kann, was mich befriedigt oder nicht befriedigt. Denn ich kann das ja alles nur im Zusammenhang mit anderen tun – das Stichwort Kollektiv ist schon gefallen. Wir können uns noch intensiver darüber unterhalten, wie wir Kollektive, Kollaborationen oder Kooperation überhaupt begreifen. Hier gibt es feine Unterschiede. Ich stelle mir solche Fragen tagtäglich im Rahmen einer Institution, die ihre Eigenlogik und Eigendynamik hat. Ich habe das Glück, dass ich sozusagen die Adler- mit der Maulwurfsperspektive immer jeweils vergleichen kann. Die

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) legt nahe, förderpolitisch sich immer wieder vor Augen zu führen, dass vieles extrem von disziplinären, fachgeschichtlichen Prägungen abhängt. In dieser Hinsicht verfügt die Soziologie im Moment über ein interessantes Thema: das Genre der Gegenwartsdiagnostik. Ihre Reflexion zu diesem Genre ist interessant, wenn es um öffentliche Interventionen und um die Beschreibung von gesellschaftlichen Konflikten geht. Das sieht aber in der Altphilologie, in der Bildwissenschaft, und in ganz vielen anderen Fächern schon wieder ganz anders aus. Das alles über einen Kamm zu scheren und so zu tun, als ob die Gesellschaft ein unkomplizierter Kollektivsingulär ist, die Öffentlichkeit auch und die Wissenschaft sowieso, wäre verkehrt. Und dass die Kommunikation auch noch ein ganz einfaches Paketwesen ist – damit kommen wir nicht unbedingt weiter. Aus der DFG-Perspektive ist es natürlich hochinteressant, zu fragen, wo muss diese, in vieler Hinsicht ehrwürdig tradierte Institution umdenken? Was müssen wir anders machen, wo brauchen wir Professionalisierung? Wo müssen wir andere Leute einstellen, mit anderen Dingen, die wir noch nicht gut können?

Stichwort Social Media: Das Thema kann man auch im Hinblick auf das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit vertiefen. Am KWI sieht es aber natürlich ganz anders aus. Da kann ich mir viel kleinteiliger die Frage stellen: Was können wir mit dem Blog machen, was schafft der Blog nicht mehr? Wie kommen wir dazu, dass auf den Blog reagiert wird, dass wir nicht nur schöne Einzelbeiträge, sondern auch Diskussionen haben? Laden wir dazu ein, kuratieren wir das, fragen wir also Freunde und Freundinnen »ach jetzt schreibt doch mal einen Kommentar rein«? Wie macht man das? Genauso schwierig ist es mit der sogenannten »Stadtgesellschaft« in einer sozial sehr segregierten Stadt, die zwischen Nord und Süd sozioökonomisch zerfällt, tatsächlich zu agieren. In der Pandemie ist das natürlich noch viel schwieriger als vor oder nach der Pandemie. Und dann gibt es so interessante, konkrete Fragen wie: Was ist denn dann ein Institutsblog? Wer spricht denn eigentlich hier, welche Stimme hört und liest man da? Wie übt man das? Holt man sich da Hilfe durch eine Agentur? Was macht man, wenn das eine Agentur ist, die eine Vision hat, die man total doof findet oder die zu teuer ist? Das sind praktische Probleme, die aber enorm voraussetzungsreich sind, und die alle ihre eigene medien- und kommunikationstheoretische Hinterbühne haben, auf der man unendlich viel nachdenken und diskutieren kann.

Steffi Hobuß: Wenn Sie den Blog erwähnen, dann stellen sich Fragen, die vielleicht viele Wissenschaftler:innen sich traditionellerweise so nicht gestellt haben. Das mit den Agenturen zum Beispiel, das sind neue Prozesse und zu-

sätzliche Schnittstellen in wissenschaftlichen Einrichtungen. Machen die das Ganze komplizierter? Und noch einmal die Frage, die Sie aufgeworfen haben: Von welchen Kollektiven reden wir eigentlich, an welcher Stelle müssen wir differenzieren?

Paula-Irene Villa Braslavsky: Ich würde gerne hier ansetzen. Ich kann allem folgen und finde das sehr plausibel und teile wesentlich, was Frau Griem gesagt hat. Ich würde aber auch kritisch sagen: Für wen ist das hier denn alles so neu? Ich bin mir nicht so sicher. Das ist wahrscheinlich wirklich eine, sagen wir mal, akademisch-biologische Altersfrage. Unsereiner, mit einer privilegierten Professur auf Lebenszeit, machen gerade mal 13 bis 15 Prozent des Betriebs aus. Bei dem Rest, also bei ca. 85 Prozent handelt es sich um hoch prekär arbeitende Menschen in hoch prekären Situationen. Eine andere zentrale Frage: Wer liest eigentlich was? Und wer bekommt mich wie mit? Für die Ich-AG-isierung können die Betroffenen am allerwenigsten, das ist sozusagen eine zeithistorisch-sozialpolitische Konstellation. Die Idee, »die Wissenschaft weiß ja gar nicht, wie das geht, in der Öffentlichkeit präsent zu sein«, das stimmt so pauschal nicht. Das gilt womöglich für viele Entscheidungsträger:innen, für Uni-Präsident:innen oder so, die müssten dann erst mal umdenken. Aber ich glaube, viele von uns – und ich zähle mich ein bisschen dazu – sind als Einzelpersonen und zum Teil auch institutionell in Social Media präsent, zum Teil schon recht lange. Inzwischen wird jeder Vortrag, jedes Podium – habe ich für heute auch gemacht – manchmal jede Folie einer Vorlesung, einer Lehrveranstaltung von Leuten auf Twitter geteilt. Zum Teil mag das strategisches Kalkül sein, es generiert Sichtbarkeit, wie Marketing: »Wie toll, was ich mache, ich bin auf dem Markt!« Es hat aber immer auch den Aspekt einer die Wissenschaft schon lange begleitenden, sozusagen habituellen Form der Selbstdarstellung. Das kennen wir schon lange aus den Scientific Communities und Märkten der Wissenschaft selbst, bis in die universitäre Binnenorganisation. Zudem hat es schlichtweg mit dem Wandel von Öffentlichkeit und den Lebenswelten zu tun, dass eben das Leben in Social Media nicht ein Add-on ist, dass Leute sozusagen strategisch oder weil es ihnen aufgezwungen wird, benutzen, sondern – von der pandemischen Situation ganz zu schweigen – wir vielfach auch in Social Media unseren Alltag verbringen. Die Kaffeepause findet vielleicht auf Facebook statt und nicht im Flur. Auf Twitter tauschen wir uns in den Fachcommunities aus, auch international, auch interdisziplinär. Das ist bisweilen wie auf guten alten analogen Konferenzen, nur mit ziemlich anderen Konventionen. Insofern will ich ein bisschen dem Eindruck widersprechen, dass das sozusagen ganz neue, unbekannte Dinge für die Wissenschaft seien.

Etwas neuer für die Wissenschaft ist tatsächlich, dass unser Spezialexpert:innen- bzw. Autoritätsstatus auf eine bestimmte Art und Weise angefochten und widersprochen bzw. mit viel exzessiver thymotischer Lust an der Zerstörung unterminiert wird. Aber auch das ist wiederum nicht neu. Es ist ja nicht so, dass bisher alles evidenzbasiert, faktengläubig und wissenschaftsrational gewesen ist, und plötzlich werden wir alle irrational und fundamentalistisch oder drehen am Rad wegen der Klicks. Aber es gibt schon eine medienspezifische Intensivierung, die auch problematisch ist. Ich erlebe das immer wieder, dass Wissenschaftler:innen oder Institutionen, auch die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) als Verband sich dezidiert in einer zum Beispiel forschungs- oder sonstwie politischen Öffentlichkeit äußert und dann ganz erstaunt ist, wenn sie Widerspruch bekommt oder herausgefordert wird. Oder wenn nicht sakrosankt gilt, was die Soziologin oder der Soziologe sagte, sondern man Fragen beantworten und sich einer bestimmten Kritik stellen muss, die nicht in wissenschaftstypischer Form daherkommt. Weil es eben nicht Wissenschaft ist.

Sich auf andere Dynamiken und Geltungsansprüche oder auf andere Logiken einzustellen, das knirscht sehr. Und ich würde sagen ja, es knirscht zwangsläufig. Es muss auch knirschen. Die Frage ist: Was machen wir damit? Ich bin nicht überzeugt davon, dass zum Beispiel viel Wissenschaftskommunikation die Lösung ist. Sie ist ein Geschäft geworden und wirklich ein starker Treiber im Feld aus all den guten Gründen. Aber ich finde nicht, dass wir uns diesen Zumutungen unterwerfen oder allzu schnell hingehen und sagen sollten »Ja, holt sie rein die Agenturen, und wir machen Slams und Spaß. Und ja, wir machen sozusagen all das, was die Öffentlichkeit von uns erwartet«. Es muss uns gelingen, da wäre ich sehr bei Frau Griem, zeitgenössisch-adäquate Formen zu finden, wie wir selbstbewusst sein können. Aus der Wissenschaft heraus haben wir eine bestimmte Autorität, eine bestimmte Funktion, nämlich Aufklärung, Reflexivierung, Evidenzgenerierung und -bereitstellung, methodisch kontrolliertes Wissen, vorläufige Gewissheiten über die subjektive Anekdote hinaus. Wir dürfen das nicht mit Politik oder Unterhaltung verwechseln und müssen das selbstbewusst navigieren, um zu sagen, ja, wir verteidigen diese Position des wissenschaftlichen Sprechens oder müssen sie neu erfinden und weiter gestalten.

Steffi Hobuß: Ich hänge bei dem »wir müssen die Sprecher:innenposition als Wissenschaftlerin neu erfinden und weiter gestalten«. Ich finde in diesem Zusammenhang das Knirschen sehr interessant und möchte das Bild gerne noch mal zu Carolin Wiedemann spielen. Was würden Sie zu dieser Frage sa-

gen, dieses »sich immer wieder neu erfinden oder neu positionieren und weiterentwickeln«? Was heißt es, wenn wir »wir« sagen, was heißt es, als Wissenschaftlerin in der Öffentlichkeit zu sprechen?

Carolin Wiedemann: Ich möchte zwei Punkte von Paula Villa aufgreifen. Zum einen fand ich die Anmerkung sehr schön und wichtig, dass die Voraussetzungen Öffentlichkeit herzustellen und überhaupt jenseits der Wissenschaft sprechen zu können, sehr unterschiedlich sind, je nachdem, welchen Posten man an der Uni hat. Es ist ein Problem im Wissenschaftsbetrieb, dass es für eine Karriere in der Wissenschaft nicht besonders relevant ist, ob ich es schaffe, die Themen, zu denen ich forsche, auf Social Media und in der Zeitung gut verständlich zu vermitteln. Das gilt dann nicht als Peer Reviewed Article, wenn ich mich irgendwo bewerbe.

Diese Erfahrung habe ich in meiner Rolle als Journalistin für das Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und das *Frankfurter Allgemeine Quarterly* in den letzten vier Jahren gemacht. Frage ich Wissenschaftler:innen für einen Essay an, haben nur wenige die Ressourcen, sich hinzusetzen und ihre Themen neben ihrer wissenschaftlichen Karriere noch mal für eine andere Öffentlichkeit oder für das Zeitungspublikum aufzubereiten. Innerhalb der Wissenschaft machen das nicht viele, wie es Paula Villa angesprochen hat. Dabei ist das ein schönes Beispiel, wie es funktionieren kann, immer wieder zu versuchen, Leute mitzunehmen und darüber zu adressieren. Das ist aber etwas, was viele Professor:innen überhaupt nicht machen, obwohl sie vielleicht die einzigen wären, die die Ressourcen im Betrieb dafür hätten.

Noch ein anderer Punkt, der die Frage nach der Übersetzung betrifft – ich wurde im Vorgespräch nach meiner Position als Journalistin gefragt. In dieser Hinsicht hat sich in den letzten Jahren eine zentrale Frage gestellt, mit der wir uns in der Redaktion noch viel zu wenig befasst haben: Was machen wir angesichts der Tatsache, dass die Durchschnittsleser:in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* um die 60 ist? Da kommt man wieder zur Frage nach den Institutionen auch auf der Ebene der traditionellen Massenmedien zurück. Wie sehr versuchen diese sich wiederum mit den Social-Media-Plattformen zu verbinden? Hier fand ich es sehr interessant, wie heute etwa Simone Jung in ihrem Vortrag darüber gesprochen hat. Wie das quasi traditionelle Feuilleton in einer gewissen Weise auch gezwungen wird, den Diskurs auf Twitter zumindest zu berücksichtigen und es sich unter diesen Bedingungen auch verändern muss. Oder aber wie die beiden Instagram-Stars Hilal und Varatharajah, die die Diskussion über »Menschen mit Nazi-Hintergrund« angestoßen haben, es dann letztlich doch in die großen Zeitungen geschafft haben. Hier zeigt sich, wie

die Medien wechselseitig füreinander interessant oder voneinander inspiriert werden, wie sich das weiterentwickelt und Debatten generiert werden.

Julika Griem: Ich möchte nochmal zum Knirschen zurückkommen, auch direkt in Anlehnung an das, was Frau Wiedemann gesagt hat. Wir sollten ehrlicher über Arbeitsteilung und Belohnungssysteme sprechen, auch in der Wissenschaft und in der Förderung. Wer kriegt Geld wofür und wer kriegt wofür Anerkennung? Man kann theoretisch darüber reden, dass wir das unter uns zwischen besser und prekär Arbeitenden auch anders aufteilen. Ich muss mir jedes Mal darüber Gedanken machen: Warum wird bei den Jungen noch die siebte und zehnte Leistungsdimension, wie es immer so schön heißt, draufgepackt? So, dass die natürlich fragen müssen: Können wir vielleicht auch irgendwann mal etwas nicht mehr machen müssen? Diese Frage wird nie beantwortet. Trotzdem steigt die Lebenszeit nicht an. Hier müsste man zu Verhältnissen kommen, wo diejenigen, denen es sehr gut geht, nicht nur die Bühne den jüngeren und prekär Beschäftigten überlassen, sondern auch die Mittel untereinander anders verteilen. Dazu gehört aber auch, dass wir viel ehrlicher darüber reden. Das ist schwer bei individualistisch sozialisierten Geisteswissenschaftler:innen. Wer was kann und wer etwas nicht so gut kann – und dass man sich in einer Gruppe mal darüber einigt, wer deswegen was macht und was nicht macht. Da muss man natürlich fragen: Wer wird wie dafür belohnt? Werden alle damit fertig, dass das nicht gleich verteilt ist?

Damit kommen wir an einen interessanten Punkt: Wie man Arbeitsteilung utopischerweise so organisiert, dass es nicht mehr knirscht. Das ist vermutlich gar nicht möglich, in einem immer noch der meritokratischen Fiktion anhängenden System sowieso nicht. Was passiert eigentlich mit der Spannung, von der ich ganz unbedingt glaube, dass wir sie brauchen. Nämlich einer bestimmten Form von Agonalität, auf die die Wissenschaft nicht verzichten kann. Das heißt nicht narzisstischer Kampf in jeder Hinsicht. Heroische Durchbruchsrhetorik für die, die sowieso immer das dicke Stück vom Kuchen abkriegen. Aber ich glaube, eine bestimmte Form von Agonalität, die nicht einfach nur schwachsinnige Sportifizierung ist, nicht nur slammen bis zum Umfallen, nicht nur eine Challenge nach der nächsten, sondern ein Wettstreit um bessere Ansätze, bessere Argumente, bessere Beschreibungsformen. Ein Wettstreit – kein Wettbewerb im ökonomisierten Sinne –, den man auch auf faire und erträgliche Weise lernen kann. Das ist gerade aus einer weiblichen Perspektive oder einer Perspektive derjenigen, die sich immer noch nicht im System genügend anerkannt fühlen, eine ganz entscheidende Aufgabe.

Ich kann ein Buch empfehlen, das auf interessante Weise sehr ambivalent ist. Vier sehr ambitionierte amerikanische Kritikerinnen haben die sogenannten Ferrante Letters geschrieben. Sie alle haben in einem digitalen Leseprojekt die Neapolitanische Tetralogie gelesen und miteinander Briefe dazu geschrieben, die dann in Buchform ganz klassisch bei einem amerikanischen Verlag erschienen sind. Der Widerspruch ist folgender: Sie proklamieren in der Einleitung als »Wir« ein Ideal nicht von Kollaboration, nicht von Arbeitsteiligkeit, sondern von radikal subversiver Kollektivität im Sinne einer politischen Irritation. Zugleich sind aber alle Briefe und Essays namentlich so eindeutig identifiziert, dass der Personalstil erkennbar ist, dass man sie vergleichen kann und dass sie sich im akademischen Spiel erfolgreich identifizieren können. Das sind für mich im Moment die interessanten Experimente. Hier ist die ganze Widersprüchlichkeit unseres Ringens um neue Formen von Kooperation sozusagen zum Produkt geworden.

Aletta Diefenbach (Tagungsteilnehmerin): Vielen Dank für die Statements zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ich möchte ein bisschen provokativ nach unserem Selbstverständnis als Wissenschaftlerinnen fragen. Wenn wir über Öffentlichkeit reden, kommt es immer so ein bisschen rüber, Wissenschaft ist gut in der Öffentlichkeit, sie reflektiert und schafft das richtige Wissen. Dabei stellt sich mir die Frage: Inwiefern können wir eigentlich auch darüber nachdenken, wo wir in der Öffentlichkeit vielleicht auch nichts zu suchen haben? Wo sollten wir uns zurückhalten und wie? Das wurde ja auch schon angesprochen: Wenn dann Gegenrede kommt, soll man darauf eingehen? Und nochmal: Was heißt denn das eigentlich für diese ganzen neuen Schauplätze der Öffentlichkeit, in denen wir uns tummeln oder auch nicht?

Paula-Irene Villa Braslavsky: Ich würde schon sagen: Ja, Wissenschaft ist auf eine Art gut. Aber das ist auch gleichzeitig Quatsch, weil eine Wissenschaft ohne Ethik und bestimmte Rahmenbedingungen nicht gut sein kann. Ich weiß nicht, ob es zwingend wichtig ist zu sagen, wo haben wir nichts zu sagen? Es ist zum Beispiel total wertvoll zu sagen, aus der und der Wissenschaft heraus – aus der Soziologie, der Skandinavistik, der Mikrobiologie – kann ich dazu nichts sagen, oder wir wissen nicht, was wir dazu sagen können, oder wir können widersprüchliches dazu sagen. Nur, was viel problematischer und die oft auch übersehene Frage im Moment ist – das hatte Frau Griem vorhin schon angedeutet – wir können das Politische nicht lösen. Wenn ich sage »ja, aber die Soziologie weiß, wie das ist mit den prekären Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft« ist, dann heißt das noch lange nicht, dass wir sagen können, wie

es besser ginge. Das ist im Übrigen eine Erwartung, die diese Gatekeeper:innen oder Medien haben, dass wir das hätten, wenn sie sagen: »sagen Sie doch mal aus der Soziologie und wie sollten wir es dann machen?«, »was sollen wir tun?« Zumindest dem versuche ich mich zu verweigern. Zu sagen, »wie sollten wir es machen?« oder »wo werden wir in 20 Jahren sein?« ist nicht mein Job. Es ist auch nicht mein Job zu sagen, »was wäre jetzt das Richtige«. Ich kann nur sagen, was wir an Beobachtungen, Analysen, Fragen und Nuancen bereitstellen können. Damit können wir selbstbewusst in die Öffentlichkeit gehen und nicht der Versuchung erliegen, Lösungen zu präsentieren. Das ist wirklich eine Verführung, eine narzisstische Verführung, die den Medien im Moment immanent ist. Es ist eine Transzendenzverführung zu sagen, ich habe auch gleich die Lösung. Das bringt enorme Matthäus-Effekte: Diejenigen, die sagen können, wie es (angeblich) geht, die werden dann immer wieder gefragt.

Steffi Hobuß: Das wäre ein Stichwort für eine Ethik der Wissenschaften, also zu reflektieren: Wo sind wir dran? Und wo stehe ich in der Gefahr, so einer narzisstischen Verführung zu erliegen?

Miira Hill (Tagungsorganisatorin): Ich habe mich in meiner Arbeit sehr viel mit der Geschichte der Wissenschaftskommunikation auseinandergesetzt. Die meisten, die sich damit auseinandergesetzt haben, wissen, dass es in England dieses normative Programm »Public Understanding of Science« gab. Das war ein Modell, wo man davon ausging, die Bevölkerung, die weiß einfach nicht, die haben Probleme im Verständnis. »Wir müssen das denen besser erklären«. Also gab es einerseits einen normativen Anspruch an die Wissenschaftlerinnen, hinauszutreten und das Wissen halt besser zu vermitteln. Aber gleichzeitig war es auch eine bestimmte Konstruktion von Publikum, die sehr problematisch war. Da arbeiten sich ja schon seit Jahren die Science und Technology Studies ab und zeigen, dass es auch andere Formen von Wissen gibt, die wertvoll sind. Es gibt den sehr bekannten Aufsatz von Brian Wynne, der gesagt hat, »ja, es gab da irgendwie anscheinend so einen Reaktorunfall in Cumbria«. Die haben ganz viele tolle Case Studies, wo gezeigt wurde, ja die Wissenschaftler:innen sind eigentlich wahnsinnig fehlerhaft und arrogant aufgetreten, sind zu den Schafzüchtern gegangen und haben sozusagen deren wirtschaftliche Grundlage zerstört und unglaublich viele Fehlentscheidungen gemacht, die dann auch dazu geführt haben, dass es einen Vertrauensverlust gab bei diesen Schafzüchtern – in die Wissenschaft –, die einfach gesehen haben, »ja die kommen hier her und sind sehr normativ und meinen, dass sie mit ihren Proben des Bodens hier bestimmte Entscheidungen treffen können«. Am Ende ist es aber doch so, dass die wirtschaftliche Grundlage dieser

Schafzüchter verloren gegangen ist. Deswegen hat mir die Debatte im Zusammenhang mit Corona auch ganz gut gefallen. Gerade mit Drostén, der die Vorläufigkeit von Wissen deutlich gemacht hat, und dass ich es immer wieder ändern kann, die Unsicherheiten einfach. Wenn so ein bisschen Popper im Allgemeinwissen der Bevölkerung verankert wäre, das fände ich sehr schön. Das ist jetzt eher ein Kommentar und weniger eine Frage.

Steffi Hobuß: Wir hatten vor kurzem auch Alfred Nordmann in einer Vorlesungsreihe zu Gast, der darüber gesprochen hat, dass die Wissenschaften, er sprach besonders über die Technowissenschaften, dass sich die Wissenschaften auch dieses Vertrauen verdienen müssen. Das wir gerade nicht arrogant aufzutreten haben, sondern uns das Vertrauen, die Glaubwürdigkeit, auch die Evidenzannahmen, die man entgegenbringt, und die Autorität, von der vorhin schon die Rede war, immer wieder neu verdienen müssen. Das ist nicht automatisch da, sondern hat historisch unterschiedliche Gestalten und will immer wieder sozusagen erarbeitet und verdient sein. Vertrauen, Autorität, Evidenz, wie auch immer, das ist alles historisch und kann sich immer wieder ändern, es bleibt also nicht, sondern muss immer wieder in diesen Praktiken neu erzeugt werden. Und auch das wie ändert sich.

Julika Griem: Ich finde die Frage total gut. Wenn wir suggerieren, dass Wissenschaft überall sein muss, dann marschieren wir schnurstracks auf eine Szi-entokratie hin. Das halte ich für sehr problematisch, weil wir längst in einem Prozess begriffen sind, in dem wir große Teile unseres Lebens kontinuierlich szientifizieren – das erzeugt Erwartungen, die schwierig sind. Gleichzeitig muss man sich fragen, ob eine pluralistisch verfasste liberale Gesellschaft es nicht aushalten kann, dass es Mitglieder gibt, die Wissenschaft zwar nicht bekämpfen, die aber dennoch sagen, »Wissenschaft ist doof. Interessiert mich nicht«. Umgekehrt ist die Vorstellung schwierig, dass alle ständig bei allem mitmachen sollen. Diese Hypostasierung von Partizipation im Sinne von »alle müssen irgendwie bei einem Open Science/Citizen-Science-Projekt einmal im Monat dabei sein«. Das halte ich für naiv in hoch ausdifferenzierten Gesellschaften. Das heißt nicht, dass man nicht darüber nachdenken muss, Schwellen zu senken und Zugangsbedingungen zu verändern. Aber die Vorstellung, dass eigentlich alle Menschen im Kern Wissenschaft supér finden und dazu nur befreit werden müssen –, mit der kommen wir nicht weiter.

Steffi Hobuß: Das ist ein schönes Bild, dann haben wir zwei Seiten eines Spektrums. Auf der einen Seite die totale Partizipation. Alle erheben dauernd ihre eigenen Daten und stellen sie dauernd der Wissenschaft zur Verfügung. Und alles ist durch und durch szientifiziert. Und auf der anderen Seite die Leu-

te, die sagen »Wissenschaft ist doof, wollen wir nicht, brauchen wir nicht, geht uns nichts an, kostet zu viel, fertig«. Also dann hätten wir ja so eine Art Spektrum oder den Gegensatz von Extremen, die zu vermeiden wären.

Simone Jung: Ich möchte noch einmal an die verschiedenen Punkte anknüpfen, die in der Diskussion aufgekommen sind, wenn es um die Vermittlung der Wissensbestände aus den Wissenschaften geht. Also das Verfahren, dass Spezialwissen aus der Wissenschaft popularisiert wird, sobald es in die Öffentlichkeit kommt. Sie, Frau Villa, hatten davon gesprochen, dass es hier ja auch Missverständnisse gibt. Das klingt ein bisschen so, als ob die Journalist:innen auch die richtigen Fragen stellen sollten. Weil wir hier beide Seiten auf dem Podium haben, würde ich gerne Carolin Wiedemann in der Rolle der Journalistin noch einmal stärker mit den beiden Wissenschaftlerinnen in Verbindung bringen wollen. Zugespitzt gefragt: Was sind denn die jeweiligen Erwartungen und Wünsche, wenn wir hier die zwei Bereiche sitzen haben? Was ist die Erwartung des Journalismus an die Wissenschaft und umgekehrt?

Carolin Wiedemann: Ich bin seit kurzer Zeit wieder in der Rolle der Wissenschaftlerin und bekomme am Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (IBM) mit, wie Presseanfragen reinkommen und Leute angefragt werden, »kann jemand nicht ein Interview zu Rassismus hier und da gerade geben?« Wenn es kurzfristig ist, findet sich selten jemand. Deswegen kann ich nun auch diese Seite gut nachvollziehen. Ich sehe, wie schwierig es oft ist, wenn von journalistischer Seite aus bis zum nächsten Tag irgendwie noch ein Statement in einen Artikel eingebaut werden soll. Das ist nicht so schön für eine:n Wissenschaftler:in. In dieser Hinsicht sind die alten Medien vielleicht nicht so viel anders wie die neuen, die irgendein Schlagwort brauchen. Zugleich habe ich als Journalistin auch sehr gute Erfahrungen gemacht, etwa als ich regelmäßig die Möglichkeit hatte, an Wissenschaftler:innen einen 20.000 Zeichen langen Essayplatz zu vergeben und den auch einigermaßen gut bezahlen zu können. Das ist auch das, was der Journalismus und die Verlagshäuser heute noch leisten sollten, wenn sie versuchen zu vermitteln.

Ich möchte gerne auf eine Frage zurückkommen, die bereits im Raum stand. Die Frage nach der Erwartung gegenüber Wissenschaftler:innen, auch politisch mitzumischen oder Lösungen zu bieten. Ich finde Ihre Kritik daran richtig, mit der man auf diese Forderungen reagieren sollte. Gleichzeitig möchte ich ein tolles Beispiel nennen, das ich als Journalistin begleitet hatte. In Barcelona ist seit der Legislatur von Ada Colau – der Bürgermeisterin, die aus einer linken Bewegung kommt –, versucht worden, Wissenschaft und Politik sowie die Stadtbevölkerung in einen Dialog zu bringen. Die Agenda

wurde auf Basis von Gruppendiskussionen in einzelnen Stadtteilen gestaltet. Dafür wurden auch Wissenschaftler:innen von der Universität in Barcelona einbezogen, Soziolog:innen, aber auch aus anderen Disziplinen. Es wurde beispielsweise danach gefragt, wie digitale Technologien eingesetzt werden können, um mehr Partizipation in der Stadt zu ermöglichen, die wie eine Smart City von unten gestaltet werden kann. Auf diese Weise konnten Menschen überhaupt, ja, vielleicht selbst entscheiden, wo was gemessen werden soll, welche Daten erhoben und wie sie gelagert werden sollen, wer darauf Zugriff hat und so weiter. In einem solchen Vermittlungsfeld sehe ich eine große Chance und Verantwortung für die Wissenschaft.

Steffi Hobuß: Danke für dieses Beispiel. Ich glaube, daran könnte man viel weiter diskutieren, das wäre ja gerade keine Szientokratie, wie Julika Griem das gerade gesagt hat. Damit stellt sich die Frage: Wer hat wann welche Rolle und wer spricht wann in welcher Funktion? Wie kann man da einerseits sozusagen eine fundamentalistische Rollenfixierung loswerden – dass man sagt »ich bin die Wissenschaftlerin, und ich spreche sozusagen als die, als die ich jetzt hier spreche« und gleichzeitig aber gegen eine Verfestigung argumentieren, ohne naiv zu werden und ohne zu sagen »ah, jetzt machen hier alle Wissenschaft, und alle haben sich lieb«. Beides wären ja Gefahren dieser Settings. Ich habe nur darüber gelesen und kenne die Details nicht, aber das wäre interessant zu fragen. Dass es eben nicht zu einer Szientokratie kommt. Aber auf der anderen Seite auch nicht dazu führt, dass es sozusagen alte, klassische Fundamentalpositionen verfestigt, die wir ja eigentlich auch nicht mehr wollen.

Julika Griem: Die Frage ging ja in die Richtung: Was erwarten wir an diesen beiden Punkten voneinander? Was wünschen sich Journalist:innen von uns? Was wünschen wir uns vom Journalismus? Da geht es wieder im Kern um das Verhältnis von Arbeitsteilung und Rollentrennung. Sowohl die Wissenschaft ist in einem massiven Strukturwandel begriffen – Stichwort Veränderung des Publikationswesens, Predatory Journals usw. –, als auch der Journalismus. Hier gibt es sehr beunruhigende Entwicklungen hin zu prekären Strukturen – gerade für jüngere Leute. Ich kann nur für die Seite der Wissenschaft sagen: Wir müssen uns mehr an die Hand nehmen und uns selbst organisieren, beispielsweise mehr Namen und Perspektiven bereitstellen. Das müssen wir mit den Kommunikationsabteilungen besprechen. Es kann nicht sein, dass immer die gleichen Nasen genannt werden und die, die nicht genannt werden, sich dann darüber beschweren, dass sie nicht vorkommen. Wir können auf jeden Fall aktiver auf der Seite der Journalist:innen werden. Wir haben gerade

einen größeren Projektantrag gemeinsam mit Journalist:innen geschrieben, bei dem es auch disziplinär-spezifisch sehr unterschiedliche Bedürfnisse gibt. Obwohl sich die Forschung über 25 Jahre lang an der Wissenschaftskommunikation am MINT-Feld abgearbeitet hat, gibt es viel zu wenig Erkenntnisse darüber, wie denn das, was in den Geistes- und Sozialwissenschaften als Wissenschaft wahrgenommen, qualitätsbeurteilt, eingeordnet und evaluiert wird – vor allem dann, wenn man es nicht bibliometrisiert und nur quantifizierend nach irgendwelchen Faktoren machen will. Das ist eine Riesenherausforderung, auch für Journalist:innen. Nur ins Feuilleton zu gucken und dahin zu gucken, welche alten Opus gerade mal wieder Großessays abgesondert haben, kann es nicht sein. Für mich wurde das sehr deutlich am Fall Hedwig Richter. Das habt ihr sicherlich auch ein bisschen verfolgt auf Social Media und in den traditionellen Feuilletons. Das ist ein interessanter Fall, bei dem noch nicht über den eigentlichen Schauplatz geredet wurde. Für mich ist das der Beck Verlag. Der Beck Verlag in München ist das Goldrand-Pantheon für die deutsche Geschichtswissenschaft. Er ist die Gatekeeping-Institution für die Männer, die jetzt alle orchestriert Kritik abgesetzt haben. Inhaltlich kann man dazu unterschiedlicher Meinung sein, was ihr Buch betrifft. Aber die Frage, die für mich besonders interessant ist: Warum heuert just Beck diese junge Frau an, die eine unglaubliche Social-Media-Performance hat? Warum ist ganz klar: Aus ökonomischen und aufmerksamkeitsökonomischen Gründen. Das erzeugt Anschlussdilemmata für die Kernklientel und wird ausdiskutiert. Das ist ein total interessanter Fall, den man noch viel besser durchanalysieren könnte, um die gegenwärtigen Verwerfungen an einem Punkt der Geisteswissenschaften – nur dort – noch besser illustrieren zu können.

Steffi Hobuß: Das ist wieder die Frage, wer sollte wem womit entgegenkommen? Und wer schuldet wem was? Das ist spannend, weil ich glaube, das lohnt sich zu unterscheiden: dass das für die MINT-Fächer tatsächlich viel besser aufgearbeitet ist als in den Geisteswissenschaften, wo es wenig klare Vorstellungen gibt, »wann ist ein geisteswissenschaftliches Erzeugnis valide und wann nicht?« Davon existieren ja gar keine Vorstellungen – ich spreche als Geisteswissenschaftlerin. Das ist ein ganz wichtiger Punkt.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Zu dem Punkt nochmal zurück. Ich wollte andererseits sagen, dass ich das schon erlebe, dass die Medien, genau wie wir alle uns hier einig sind und vorhin Frau Griem auch noch einmal deutlich gesagt hat, auch nicht monolithisch das eine sind. Ich erlebe da auch sehr viel Unruhe und viele unterschiedliche Positionen, Herangehensweisen und sehr, sehr

unterschiedliche Bedürfnisse und Ansprachen seitens der Medien. Es gibt das Edelblatt, ich durfte zum Beispiel mal einen langen Text für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung Quarterly* schreiben. Das ist natürlich wow, mega. Da bekommt eine den Essayplatz, den die großen Jungs immer kriegen. Ich kenne aber auch die drei Sätze für die kleine Meldung, und ich kenne vor allem – und das finde ich sehr, sehr interessant – sehr unterschiedliche Haltungen, Ansprüche und Möglichkeiten seitens der Redaktionen, in den Medien selber. Ich beobachte, wie diese auch sehr stark von unterschiedlichen politischen Interessen in einem legitim weiten Sinne oder von intellektuellen Positionen getragen sind. Wenn man wie ich in einem Feld wie diesem ominösen Gender-Ding unterwegs ist, dann sagen einem die Leute aus den Medien sofort, wie sie es selber mit Gender halten und warum sie mich jetzt gerade fragen, weil sie nämlich möchten, dass ich dies und jenes sagen soll. Ich will das nicht diskreditieren und halte das für vollkommen legitim. Ich sage letztlich, was ich für richtig halte. Ich will nur darauf aufmerksam machen: Da gibt es wirklich eine große Auseinandersetzung und viel Disput, auch innerhalb der Redaktionen. Ich möchte das auch gerne positiv schätzen. Es gibt seit einiger Zeit wahnsinnig intensive Diskussionen zu politischen Themen und auch dazu: Wie halten wir es mit der Wissenschaft? Wie halten wir es mit dem Framing von Wissenschaft? Aber es gibt auch den puren Aufmerksamkeitsporn, der läuft völlig abseits irgendwelcher Urteilkriterien oder Argumente, sondern: bäm, pro/contra, Streit, Polemik, absurde Zuspitzung, sex/gender-Aufmerksamkeit. Das Format pro/contra, Hufeisen, die Kontroverse, das funktioniert offenbar medienökonomisch gut. Und das ist ein schwieriges Framing, für die Wissenschaft geradezu unmöglich. Darum gibt es auch sehr viel Auseinandersetzungen und das bildet sich in der *Zeit*, im *Spiegel*, in der *TAZ* ab. Man sieht es, wie die Linien durch die Redaktion und in den Häusern verlaufen, da gibt es ziemlich viel Raum für unterschiedliche Disziplinen. Ich wollte hier eher noch mal eine Lanze dafür brechen, auch zu sehen, wie präsent die Soziologie, aber auch viele andere Perspektiven durchaus in der Öffentlichkeit sind – ein großes, vielleicht sehr zynisch großes Privileg aufgrund der aktuellen Situation in der Pandemie. Das ist durchaus interessant, und da gibt es im Moment viel zu lernen – auch wissenschaftlich.

Nina Tessa Zahner (Tagungsteilnehmerin): Mich interessiert genau dieser Bereich der Wissenschaftskommunikation in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Ich habe das auch immer so wahrgenommen, dass es sich dabei hauptsächlich um ein MINT-Thema handelt und sich daran abgearbeitet wird. Als Soziologin bewege ich mich in einem sehr speziellen Feld an der Grenze

zur Kunst. Hier ist man schnell in Aktivitäten der Heiligsprechung verwickelt. Wenn ich zum Beispiel einen Beitrag für einen Katalog schreibe, dient dieser auch dazu, eine bestimmte Aufwertung der Künstlergruppe oder des Künstlers zu produzieren. Das finde ich wahnsinnig schwierig. Ich weiß nicht, ob das ein Spezifikum der Kunst ist, dass man immer darüber nachdenken muss: Kann das jetzt eine Wertsteigerung haben, inwieweit werde ich instrumentalisiert für eine ganz bestimmte Zielsetzung? Meine Frage wäre: Muss man in anderen Bereichen auch so stark darüber nachdenken? Ein weiteres Moment, das ich in diesem Zusammenhang sehe, ist, dass ich als Soziologin in diesem Kunstbereich in Konkurrenz zu sehr viel performativer auftretenden Beiträgen trete. Hier wird man auch schnell in einen Aufmerksamkeitswettbewerb gezogen, in den ich aber persönlich gar nicht gezogen werden möchte. Ich kann nur sagen, ich schaue da von außen drauf. Aber das ist natürlich viel langweiliger, als wenn ich Position beziehe wie Paula Villa das vorhin auch gesagt hat – und sage: So müssten wir es machen, folgt mir nach, weil genau das gerade ein Stück weit nachgefragt ist. Das finde ich sehr, sehr schwierig. Ich frage mich, ob das ein Spezifikum quasi meines Feldes ist oder wie das in anderen Feldern in Erscheinung tritt, wie hier die Erfahrungen sind.

Julika Griem: Ich glaube, das ist eine Gretchenfrage, mit der wir alle hadern, die Frage: Kann man Hase und Igel zugleich sein? Kann man am Rand stehen und analysieren und gleichzeitig im Getümmel mitmachen und die Lust genießen, Teil des Getümmels zu sein? Man kann versuchen, permanent Positionswechsel zu inszenieren. Das ist aber sehr anstrengend und funktioniert auch nicht immer. Ich möchte zum Bereich der Kunst etwas sagen, es ist schön, dass Frau Zahner dieses Feld angesprochen hat. Hier spielt es auch noch mal eine Rolle, wie jeweils Kritik im Verhältnis zum Journalismus und zur Wissenschaft konstruiert wird. Es gibt interessante nationale Traditionen, Critique zum Beispiel ist etwas ganz anderes als unsere Kritik hierzulande. Im Moment interessiert mich mehr – auch aus kapitalismustheoretischen Gründen –, die Rolle, die die Kunst, ich würde jetzt mal zynisch sagen, zur Fassadendekoration des MINT-Bereichs zu übernehmen beginnt. Da gibt es einen ziemlich interessanten Strang im Sinne von Marketing, auch in der Wissenschaftskommunikation. Große, schlagkräftige Institutionen wie beispielsweise das CERN in der Schweiz holen sich Künstler:innen ins Haus – people in residence –, mit denen sie dann die großen Installationen abfackeln. Diese Form des Marketings als Ästhetik und Kunstförderung ist eine ziemliche Herausforderung. Vor allem, wenn sich das dann mit all dem vermischt, was wir im Moment als

Artistic Research und damit auch als Förderermarkt, Fleischtopf und Arbeitsmarkt diskutieren.

Floris Biskamp (Tagungsteilnehmer): Ich möchte noch mal die Frage der Instrumentalisierung aufgreifen, und zwar aus einer Sicht an der Grenze zwischen Politikwissenschaft und Soziologie. Es gibt natürlich diese Anfragen, die teilweise auch unverblümt heißen, ich brauche einen O-Ton für den Artikel, kannst du nicht dies und das sagen? Aber womit ich ethisch eher kämpfe ist die Frage nach der Selbstinstrumentalisierung. Weil man Wissenschaftler ist, bekommt man die Möglichkeit, seine Meinung in die Zeitung zu schreiben, mit irgendwie ein paar tausend Zeichen und dann macht man im Prinzip genau diesen Feuilletonisten-Streit mit – wogegen nichts spricht. Aber wenn man das macht, steht da immer »ist Soziologe, Politikwissenschaftler«, und es gibt einige Kolleg:innen, wo ich sagen würde, die sind dann auch Expert:in für alles. Ein Freund von mir hat das mal als die Troy McClure-isierung mit einer Referenz an die Simpsons bezeichnet, wo es auch den Experten für alles gibt. Das finde ich im Feld eine schwierige ethische Frage, ob man das eigene Standing als Wissenschaftler missbraucht, um seine Meinung mit mehr Gewicht in die Welt raus zu pumpen.

Steffi Hobuß: Das wäre Teil der narzisstischen Verführung, die vorhin zur Sprache kam, und die auch immer noch besteht. Also, die nicht nur alte weiße Männer ereilt, sondern eine Form der narzisstischen Verfügung, die, glaube ich, tatsächlich besteht.

Floris Biskamp: Wobei ich es ja erstmal nichts Schlechtes finde, seine Meinung in die Welt zu schreiben. Die Frage ist halt nur, wenn man gleichzeitig als Wissenschaftler gelesen wird. Also dieser Narzissmus, ohne den würde es die Öffentlichkeit ja gar nicht geben. Aus reiner Bescheidenheit macht das ja keiner.

Steffi Hobuß: Wir könnten ganz lange über gesunden und bearbeiteten oder schlechten Narzissmus sprechen. Aber ich würde schon eine Lanze brechen wollen für die Differenz von Meinung und Wissenschaft. Ich glaube, das wäre Teil einer Ethik, die ich jedenfalls gerne in Anschlag bringen würde. Hier wirklich zu unterscheiden, also wo bin ich in der Gefahr, meine Meinung rauszuhauen, und wo geht es tatsächlich um Wissen?

Carolin Wiedemann: Ich finde das eine total wichtige Überlegung, die Floris Biskamp geäußert hat und würde aber gleichzeitig sagen, dass das jahrzehntelange Praxis gerade in konservativen Zeitungen war. Man holt sich die entsprechenden konservativen Wissenschaftler:innen, Geisteswissenschaftler:innen, die dann vermeintlich objektiv entsprechende Positionen untermauert haben.

Das wandelt sich gerade ein bisschen und ist auch umkämpfter geworden, das hat Paula Villa vorhin angesprochen. Ich hatte vorhin kurz einen Einblick in die Redaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gegeben. Aber ich kriege auch bei anderen Redaktionen mit – auch im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* –, wie sich die alten Machtverhältnisse ändern. Es ist immer interessanter und vielfältiger geworden, auch was die Diskussionen in diesen Redaktionen anbelangt. Da finde ich es total gut, wenn eher linke, progressive Wissenschaftler:innen einen Raum bekommen, hier ihre Meinung kundzutun.

Simone Jung: Was mir in diesem Kontext einfällt, wenn es um das Feuilleton und auch um das Wissen von Wissenschaftler:innen und ihre Entdifferenzierung geht, wenn es um die öffentliche Sprecherrollen geht, ist die Figur des Intellektuellen. Das wäre ja klassischerweise das, worüber wir dann doch sprechen, weil das doch nicht nur um eine Expertise von Wissenschaftler:innen geht, die ihre Kompetenz vermitteln, um etwas für eine breitere Öffentlichkeit zu erklären, sondern es geht ja doch immer auch eher um ein kritisches Sprechen. Wie würden Sie sich dazu verhalten? Oder wie würden Sie sich selbst als Sprecherinnen in der Öffentlichkeit beschreiben? Also gibt es da einen Begriff, oder hat man da mittlerweile andere? Gibt es da auch in der Forschung Neuentwicklungen? Denkt man eher in Konzepten wie Kollaboration oder Prozess? Man verwendet den traditionellen Begriff des Intellektuellen als solches ja nicht mehr so.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Ich höre den Begriff kaum noch. Ich lese immer mal wieder, dass es beispielsweise im Feuilleton ein eigenartig melancholisches Leiden oder die Sehnsucht danach gibt, es möge doch mal wieder einen Intellektuellen geben. Je nachdem, wen man liest, einen wie Habermas oder »ach, Deutschland hatte sie noch nie wie Frankreich sie hat«. Dabei handelt es sich mehr um eine Sehnsuchtsprojektionsfigur als das es ernsthaft vertreten würde. Vielleicht tun es manche, aber ich glaube, das ist eine dieser Figuren, die zu diesem sozusagen naiv-modernen Repertoire gehört, die sich überlebt haben. Das funktioniert hier und heute wissenschaftlich, ethisch, politisch nicht mehr, wie sich das Karl Mannheim oder Walter Benjamin mal gedacht haben. Gleichzeitig glaube ich, dass wir doch Intellektuelle haben und die auch so auftreten in der Öffentlichkeit. Ich würde das aber überhaupt nicht vermischen mit denjenigen, die hier und heute als Wissenschaftler:innen sprechen. Es gibt manche, die machen vielleicht beides, oder kommen von der Wissenschaft und sind im intellektuellen Bereich tätig. Aber ich glaube, es ist auch zurecht klar, dass Wissenschaft ein eigenlogisches Feld ist, wo es

auch um Konkurrenzen geht, die idealerweise meritokratisch sind – faktisch manchmal auch anders. Dieser Typus des freischwebenden Intellektuellen à la Mannheim, das ist nicht die Wissenschaftsfigur. Ich höre das innerhalb der Wissenschaft nie oder quasi nicht und außerhalb eher als eine Projektion und Sehnsuchtsfigur.

Julika Griem: Ich stimme dem völlig zu. Für mich ist das auch eine Systemstelle, die mit einem überkommenen Pathos von Singularisierung einhergeht, mit dem ich mich selbst überhaupt nicht mehr identifizieren kann. Für mich klingt da auch viel zu viel nach. Es sind in der Regel männliche Figuren, die noch diese Freiheit hatten. Ich denke an die Heidelberger Hanglage, Vati schreibt, stört ihn nicht, damit intellektuelle Größe entstehen kann. Ich wäre total zufrieden, wenn man sagt, sie ist Literaturwissenschaftlerin, sie ist wissenschaftspolitisch tätig, sie versucht, ihre Arbeit zu machen. Ich finde es wichtig, dass wir darüber reden, dass auch wir arbeiten, dass auch wir mit einer Sozialform von Arbeit zu tun haben. Auch wenn es immer noch diese Vorstellung gibt, dass in diesem komischen Elfenbeinturm alles Mögliche passiert, aber keine Arbeit. Das stimmt nicht. Ich glaube, mit der Verbesserung dieser Arbeitsform haben wir weiß Gott genug zu tun.

Paula Diehl (Tagungsteilnehmerin): Dankeschön, das ist eine ganz tolle Diskussion. Ich möchte noch einmal an Floris Biskamp anknüpfen. Im Vergleich zur Medienlandschaft in anderen Ländern, zum Beispiel in Frankreich, beobachte ich, dass, wenn es ein Thema gibt und die spezialisierte Person eine Doktorandin ist, dann wird sie in der Regel auch interviewt. Das ist in Deutschland nicht der Fall. In Deutschland wird man gar nicht angefragt, solange man es nicht geschafft hat, durch irgendeinen Zufall von Journalist:innen gekannt zu werden oder bevor man eine Professur hat. Der Punkt ist, wenn man einmal in der Öffentlichkeit bekannt ist, erwarten die Journalist:innen, dass man über alles redet, auch wenn das Thema nicht innerhalb der eigenen Expertise liegt. Hier wird wiederum sehr gegendert. Ich gebe zwei Beispiele, die miteinander verbunden sind. Ich habe Kollegen, männliche Kollegen, die zwanzig Jahre älter sind als ich, die reden über alles. Weil sie über alles reden, entsteht die Erwartung bei den Journalist:innen, dass wir alle über alles reden können. Ich hatte eine super tolle Sendung bei einem Radiosender. Danach kam der Redakteur auf mich zu und sagte »ach, wollen sie doch nicht auch zu dem und dem Thema etwas sagen« und ich sagte »nein, dazu kann ich nichts sagen, weil es nicht meine Expertise ist«. Daraufhin antwortete er: »Aber ein Mann hätte so fort zugesagt«. Und meine Antwort war: »Das ist das Problem der Männer«.

Also nicht aller Männer, sondern von bestimmten Männern und das ist auch ein Problem der Medien.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Nein, das ist unser aller Problem. Und das muss man wirklich sehen, das ist unser aller Problem, nicht nur das der Jungs.

Paula Diehl: Na, aber es gibt eine Erwartung.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Eben drum. Du wirst als Frau eingeladen im Sinn: »Ich habe schon drei Frauen gefragt und keine sagt zu, bitte, bitte«, weil die Männer immer zusagen, wir brauchen aber jetzt eine Frau, um den Schein zu bewahren. Wir haben zwei Sozialisierungen, und da denke ich schon, dass wir daran arbeiten können. Und zwar nicht als Frau oder Mann, sondern als Expert:innen für bestimmte Dinge. Das heißt auch, dass man nicht über Dinge redet, die nicht zur eigenen Expertise gehören. Wenn ich als Expert:in vorgestellt werde, rede ich nicht über Dinge, die ich nicht weiß.

